

## „POSTMODERNES“ MITTELALTER: ÜBER NEUE MÖGLICHKEITEN, ALTE TEXTE ZU LESEN

Von Jelko Peters

*Denkt man die Zeit beidseitig unendlich,  
heißt die Gegenwart immer Mittelalter.<sup>1</sup>*

Der von Joachim Heinzle herausgegebene, interdisziplinär konzipierte Band „Modernes Mittelalter“ ist nicht nur eine Reaktion auf die allgemeine Beliebtheit dieser Epoche, sondern zugleich auch ein Querschnitt durch die aktuelle „moderne“ Forschung. Einleitend konstatiert Heinzle paradigmatisch, daß das Mittelalter als ein wesentlicher Bestandteil der Geschichte der modernen Welt anzusehen sei und daß es eine kontinuierliche Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit gegeben habe. Es seien zwar zahlreiche Epochenschwellen, nicht jedoch so tiefreichende Zäsuren, die eine Negation der Kontinuität zwischen den beiden Epochen zuließen, festzustellen<sup>2</sup>. Die Aufgabe sei deshalb weiterhin – Heinzle zitiert hier den für die Mediävistik programmatisch insgesamt sehr anregenden Entwurf Jauß’ –, „die Modernität mittelalterlicher Literatur zu entdecken“<sup>3</sup>. Doch Jauß wies bereits auf die Grenzen des hermeneutischen Erschließens mittelalterlicher Literatur hin, „deren Texte nicht der klassischen und später der romantischen Einheit von Autor und Werk entsprungen waren und die von der überwältigenden Mehrheit der Adressaten nur hörend, also nicht in der selbstgenügsamen Kontemplation des Lesers, aufgenommen werden konnten“<sup>4</sup>.

Den vormodernen Bedingungen von Literatur gerecht zu werden und sie vor allem als eigenständigen von der Moderne getrennten Teil (und nicht als Part einer kontinuierlichen Entwicklung) zu sehen, evoziert Methoden, die sich von den *modernen* (hermeneutischen) unterscheiden und die in diesem Zusammenhang als *postmodern* (vielfältig) bezeichnet werden können. Der inflationär gebrauchte und unscharfe Begriff der „Postmoderne“ bedarf freilich einer Erklärung. Verwendet man als Grundlage zur Beschreibung postmoderner wissenschaftlicher Methoden die Darstellung von Wolfgang Iser „Unsere postmoderne Moderne“<sup>5</sup>, so wird einem die „Postmoderne“ nicht als eine der Moderne nachfolgende Epoche vorgestellt, sondern als Bestandteil und Bereicherung der „Moderne“ nahegelegt. Die postmoderne Gesellschaft beschreibt Iser als Gesellschaft, die eine „radikale Pluralität als

<sup>1</sup> Krausser, Helmut: Melodien. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1996, 136.

<sup>2</sup> Heinzle, Joachim (Hrsg.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt/M. – Leipzig 1994, 9–13 und 28f.

<sup>3</sup> Ebenda 10. – Jauß, Hans Robert: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976. München 1977, 25.

<sup>4</sup> Jauß: Alterität und Modernität 15.

<sup>5</sup> Iser, Wolfgang: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim 1987.

Grundverfassung“ anerkennt und in der „plurale Sinn- und Aktionsmuster vor- dringlich, ja dominant und obligat werden“<sup>6</sup>. Übertragen auf eine postmoderne Wis- senschaft bedeutet dies, daß als grundsätzliche Arbeitshypothese von einer gleichbe- rechtigten Vielfalt der Verfahrensweisen auszugehen ist und daß als Forschungsergeb- nisse mehrere Lösungen und Wahrheiten sowie Diskontinuitäten und Brüche erkannt werden können. Die Beschreibung der Vergangenheit wird nicht auf *einen* festen Grund oder *ein* bestimmtes Ziel gerichtet. Geschichte wird nicht als lineares Kon- tinuum gesehen. Weder aszendente noch deszendente Modelle greifen bei der Beurtei- lung der Zeitläufe. Es wird vielmehr versucht, dem Untersuchungsfeld in seiner Plura- lität gerecht zu werden. Vorgaben und Anliegen der einzelnen Disziplinen müssen dabei zugunsten des Forschungsgegenstandes zurücktreten. Probleme und Fragestel- lungen werden *transdisziplinär* angegangen. „Die Wahrheit, vorwitzig formuliert, liegt nicht in den Disziplinen, auch nicht zwischen den Disziplinen, sondern jenseits der Disziplinen.“<sup>7</sup> Vergangene Zeiten und Kulturen erhalten eine selbständige Größe und werden nicht mehr nur als Vorstufen der folgenden Epoche klassifiziert. Brüche und Disparitäten zwischen den Zeiten werden erkannt und dargestellt.

Speziell für die historische Mittelalterforschung hat Michael Borgolte auf Möglich- keiten der Anwendung postmoderner Wissenschaft hingewiesen<sup>8</sup>. Die folgenden Bemerkungen versuchen eine Ergänzung für den altgermanistischen Bereich der Mediävistik zu bieten. Um zu zeigen, daß die Altgermanistik sich nicht den Innova- tionen postmoderner Wissenschaft verschließen kann, sondern in ihren Grundfesten sich mit ihr auseinanderzusetzen hat, wurden die Beispiele aus der Texterstellung (*New Philology*) und der Textinterpretation (Czerwinskis *Gegenwärtigkeit*) gewählt.

\* \* \*

Einen wesentlichen Bruch zwischen Mittelalter und Neuzeit markiert bekannter- maßen die Erfindung des Buchdrucks, ein „Ereignis, welches mehr als jedes andere die Kultur als ‚die Zeit davor‘ für uns verschlossen hat“<sup>9</sup>. Bereits die mittelalterliche Text- produktion ist mit der für vormoderne Zeiten typischen Alterität behaftet und stellt damit erhebliche Ansprüche an die Edition der überlieferten Zeugen. Den Bedingun- gen der vorgutenbergischen Textverbreitung gerecht zu werden (und damit eine Wende im Editionswesen herbeizuführen) ist das Anliegen der *New Philology*, deren Vorstellungen von einem der führenden deutschen Philologen, Karl Stackmann, fol- gendermaßen zusammengefaßt wurden: „1. Die Frage nach dem Autor und einer von ihm etwa gewollten oder gar autorisierten Textfassung ist sinnlos, weil mit der mittel- alterlichen Wirklichkeit nicht vereinbar. 2. Alle handschriftlichen Aufzeichnungen

<sup>6</sup> Ebenda 5.

<sup>7</sup> Mittelstraß, Jürgen: Wohin geht die Wissenschaft? Über Disziplinarität, Transdiszipli- narität und das Wissen in einer Leibniz-Welt. In: Ders.: Der Flug der Eule. Von der Ver- nunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt/M. 1989, 60–88, hier 82. – Vgl. auch Welsch, Wolfgang: Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/M. 1996, 946 f.

<sup>8</sup> Borgolte, Michael: Mittelalterforschung und Postmoderne. Aspekte einer Herausforde- rung. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 43 (1995) 615–627.

<sup>9</sup> Jaub: Alterität und Modernität 16.

eines Textes sind untereinander gleichwertig<sup>10</sup>. Die Suche nach einem von einem Autor geschaffenen „Urtext“, nach dem „Original“, wie es die Lachmannsche Methode in der Altgermanistik des 19. Jahrhunderts einforderte, entspricht nicht dem mittelalterlichen Umgang mit Texten. Die fortlaufende Bearbeitung und Veränderung des vorliegenden Stoffes schafft stets neue und, im Vergleich zum vorherigen, gleichwertige Werke, die ihrem historischen Kontext gemäß bewertet werden müssen. Auch wenn Spuren eines Autorenbewußtseins im Mittelalter festzustellen sind, so sind auch diese Werke vor späterer Bearbeitung nicht gefeit. Die für eine postmoderne Wissenschaft grundlegende Vielfältigkeit des Untersuchungsgegenstandes ist in der Anerkennung der Gleichwertigkeit der gesamten Überlieferung eines Textes leicht wiederzuerkennen, wie auch die Notwendigkeit, transdisziplinär zu arbeiten, um die Texte in ihren historischen Kontext einordnen und bewerten zu können.

Daß sich diese Ansprüche in der Altgermanistik verstärkt durchsetzen und immer seltener der Lachmannschen Methode gefolgt wird, zeigen beispielsweise die Editionen und überlieferungsgeschichtlichen Studien, welche die von Kurt Ruh initiierte Würzburger Forschergruppe veröffentlichte, sowie die unterschiedlichen Herangehensweisen der Editoren, wie sie in dem Band der Bamberger Tagung „Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte“ dargelegt wurden<sup>11</sup>. Die Forderung, alle Textvarianten gleichwertig zu edieren, kann durch die enormen Speicherkapazitäten der mittlerweile jedem zugänglichen elektronischen Medien erfüllt werden. Besonders die historische Sprachwissenschaft, die sich verstärkt den postmodernen Konzepten der Computerlinguistik öffnet<sup>12</sup>, wird diese Veröffentlichungsform begrüßen, kann sie die Texte nun ohne Umschweife mit Unterstützung der Computer adäquat untersuchen<sup>13</sup>.

<sup>10</sup> Wichtigste Literatur zum Gegenstand: Stackmann, Karl: Neue Philologie? In: Heinzle (Hrsg.): *Modernes Mittelalter* 398–427, hier 412. – Ders.: Die Edition – Königsweg der Philologie? In: Bergmann, Rolf/Gärtner, Kurt (Hrsg.): *Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte*. Bamberger Fachtagung 26.–29. Juni 1991. Plenumsreferate. Tübingen 1993, 1–18. – Westra, Jan Haijo: Die Philologie nouvelle und die Herausgabe von lateinischen Texten des Mittelalters. *Mittellateinisches Jahrbuch* 30 (1995) 81–91. – Folgende Aufsätze im ersten Heft der Zeitschrift *Speculum. A Journal of Medieval Studies* 65 (1990): Nichols, Stephen G.: Introduction: Philology in a Manuscript Culture, 1–10; Wenzel, Siegfried: Reflections on (New) Philology, 11–18; Fleischman, Suzanne: Philology, Linguistics, and the Discourse of the Medieval Text, 19–37; Bloch, Howard: New Philology and Old French, 38–58; Spiegel, Gabrielle M.: History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages, 59–86; Patterson, Lee: On the Margin: Postmodernism, Ironic History, and the Medieval Studies, 87–108; Cerquiglini, Bernard: Éloge de la variante. *Histoire critique de la philologie*. Paris 1989. – Die Geschichte der „älteren“ Philologie in Deutschland dokumentiert Bein, Thomas (Hrsg.): *Altgermanistische Editionswissenschaft*. Frankfurt/M. et al. 1995.

<sup>11</sup> Schwob, Anton (Hrsg.): *Editionsberichte zur mittelalterlichen deutschen Literatur*. Beiträge der Bamberger Tagung „Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte“ 26.–29. Juli 1991. Göttingen 1994.

<sup>12</sup> Giesecke, Michael: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel*. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/M. 1992, 11.

<sup>13</sup> Vgl. Ernst, Peter: *Einsatzmöglichkeiten des Computers bei sprachhistorischer Forschung*. Dargestellt am Projekt „Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien“.

Auch die florierende Erforschung der regionalen literarischen Interessenbildung wird durch die exakte Edition der Überlieferung der einzelnen Texte extrem erleichtert, können doch nun die erforderlichen Texte leicht auf den Bildschirm geholt bzw. ausgedruckt werden. Wie notwendig die Berücksichtigung aller Textvarianten ist, soll hier am Beispiel des „Marienlebens“ des Kartäusers Bruder Philipp gezeigt werden. Dieses fand wegen der Widmung an den Deutschen Orden Platz im Kanon der sogenannten „Deutschordensliteratur“<sup>14</sup>:

- 10089 Auch ditz b̄vechlin ich sende  
 Den brüdern von dem d̄uetschen h̄us  
 Die han ih lange erkörn üz  
 Wand si gern marien erent  
 10093 Vnd den gelauben cristes merent.<sup>15</sup>

Das Marienleben entstand im Gegensatz zur bisherigen Forschungsmeinung unabhängig vom Deutschen Orden, der das Werk nicht anregte, sondern nur von Philipp geschenkt bekam. In dem nach Beendigung des Werks verfaßten Prolog berichtet Philipp:

- 22, 1 Ditz p̄chelin han ih gesant  
 Den brüdern die da sint genant  
 Von dem d̄uetschen haus vnd sint  
 Marien ritter dev ein chint  
 Von dem heiligen geist gewan  
 Magt wesend ane man.  
 Ditz p̄ch heizet sand marien leben  
 22, 8 Dev m̄vze uns ewige vrevde gebn.<sup>16</sup>

Dieser Passus wurde allerdings in einer größeren Anzahl von Handschriften dahingehend geändert, „daß die Deutschordensritter das *Marienleben* schon besitzen und weiterverbreitet haben“<sup>17</sup>:

Ein b̄uch habent die tevtschen herren  
 daz wart in gesant von verren  
 Dar ab wart geschriben ditze  
 got geb allen den sælde vnd witze  
 Die ez horen vnde lesen

Zagreber Germanistische Beiträge 2 (1993) 133–149 und d.ers.: Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien. Wien 1994, 71–83.

<sup>14</sup> Zur „Deutschordensliteratur“ vgl. Peters, Jelko: Zum Begriff ‚Deutschordensdichtung‘. Geschichte und Kritik. Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 3 (1995) 7–38, hier 23f.

<sup>15</sup> Gärtner, Kurt: Philipp von Seitz: ‚Marienleben‘. In: Hogg, James (Hrsg.): Die Kartäuser in Österreich. Bd. 2. Salzburg 1981, 117–129, hier 121. Zitiert nach der Handschrift Pommersfelden, Graf Schönbornsche Schloßbibliothek, Cod. 46 (1997), 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Gärtner als Vorlage für seine Edition des „Marienlebens“ zugrunde legt.

<sup>16</sup> Ebenda.

<sup>17</sup> Ebenda.

auch muzzen si sælich wesen.  
 Hie hebt sich an sand Marien leben  
 die muz vns ewich vrevde geben.<sup>18</sup>

Nur unter Berücksichtigung aller Handschriften kann eine gültige Überlieferungsgeschichte geschrieben werden. Kurt Gärtner, der diese Arbeit auf sich genommen hatte, kommt zu dem Schluß, daß die ursprünglichen Widmungsverse in eine „Art Copyright des Deutschen Ordens“ umstilisiert worden sind und daß dieser unabhängig von Philipp die Vervielfältigung und Verbreitung des Werks übernahm<sup>19</sup>.

Lediglich eine überzeitliche Interpretation erscheint wegen eines vermeintlichen Relativismus der Gleichberechtigung aller Überlieferungsträger auf den ersten Blick unmöglich, da ja – wegen der oftmals breiten Überlieferung – keine allgemeingültigen Texte mehr existieren, auf die die Interpreten zurückgreifen könnten. Doch wird auch in diesen Fällen die Datenverarbeitung sie unterstützen, die notwendigen Varianten herauszuarbeiten (falls ihnen der Editor nicht mit einer Buchedition zu Hilfe kommt).

Wie die Veröffentlichungen mittelalterlicher Texte auf Diskette bzw. CD-ROM, die nur für diese Medienträger konzipiert wurden, angesichts der ungeahnten, den Philologen sich nun bietenden Möglichkeiten gestaltet werden, wird sich zeigen. Einen internationalen, allgemeinen – nicht nur Editionen umfassenden – Überblick über die entstehenden EDV-Projekte zur mittelalterlichen Literatur bietet ab Band 30 (1989) die Zeitschrift „Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen“. Erst wenn es den Editoren gelingt, mit den neuen Publikationsformen sich von den bisherigen Ausgaben zu unterscheiden, wird die „New Philology“ tatsächlich eine andere Qualität als die „Old Philology“ erreichen, welche ja fast alle theoretischen Vorgaben der „New Philology“ erfüllt. Weiterhin nach einem wie auch immer gestalteten Leithandschriftenprinzip zu edieren muß nach den theoretischen Vorgaben der „New Philology“ bereits heute als anachronistisch bezeichnet werden und wird allerdings auch kaum noch praktiziert.

\* \* \*

Im Brennpunkt der aktuellen mediävistischen Diskussion steht das zur Hälfte abgeschlossene Projekt „Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung“ Peter Czerwinski<sup>20</sup>. Czerwinski versucht in seiner, an der Freien Universität Berlin eingereichten, Habilitationsschrift (1986) mit Hilfe transdisziplinärer Methoden „eine Erklärung von geschichtlich besonderen Denkformen, von Wahrnehmungs- und Identitätsstrukturen“ (I, 11) darzustellen. Thema des ersten Bandes „ist die Entfaltung von Abstraktionsleistungen, das Ziel eine (geschichtsphilosophische) Theorie der territo-

<sup>18</sup> Ebenda. Nach der Handschrift Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. HB XIII, 6.

<sup>19</sup> Ebenda 122.

<sup>20</sup> Czerwinski, Peter: Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen von Reflexivität im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung [I]. Frankfurt/M.-New York 1989 und d.ers.: Gegenwärtigkeit. Simultane Räume und zyklische Zeiten. Formen von Regeneration und Genealogie im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung [II]. München 1993. Zitate aus den beiden Werken im folgenden im Text (Band, Seite).

rialhöfischen Kultur, seine ‚Entdeckung‘ die des Prinzips der Aggregation“ (I, 15). Als wesentliche Arbeitsgrundlagen dienen ihm die deutschsprachigen höfischen Epen Wolframs von Eschenbach („Willehalm“, „Parzival“), Gottfrieds von Straßburg („Tristan“) und Hartmanns von Aue („Erec“). Die in diesen vorzufindenden „Proto-Formen von Abstraktion und Reflexion [zeigen] die ‚moderne‘ Seite des ‚Mittelalters‘“ (II, 8). Die „archaische‘ Seite“ ist Gegenstand des zweiten Bandes. Er entwirft dort – nun nicht mehr allein auf die Epen beschränkt, sondern auf einer sehr breiten Quellen- und Literaturbasis – „ein Modell des gegenläufigen Prozesses [...], des Fortwirkens einer nicht-kausalen, nicht-sukzessiven, nicht-systematischen Logik bis in die Neuzeit hinein“ anhand der „Formen von Raum und Zeit, von Regeneration und Genealogie“ (ebd.). Abschließen will Czerwinski sein Projekt durch zwei weitere Bände „über die Historizität der vermeintlichen Anthropologica Gewalt, Tod, Schmerz und Liebe“ sowie „die Dinglichkeit/Materialität/Monumentalität, also das Nicht-Zeichenhafte von Schrift und Bild im Mittelalter“ (ebd.).

Die bisherigen Reaktionen auf die Forschungen Czerwinskis gestalteten sich sehr uneinheitlich. Neben den negativen Kritiken Otto Gerhard Oexles<sup>21</sup> und Albrecht Classens<sup>22</sup> will Jan-Dirk Müller den Methoden und Ergebnissen Czerwinskis weder zustimmen noch sie ablehnen<sup>23</sup>, während Ralf Simon Czerwinskis Arbeitsweise als gewinnbringend für die Mediävistik bezeichnet<sup>24</sup>. Am ausführlichsten beschäftigte sich Peter Strohschneider in seinem Forschungsbericht mit Czerwinskis Werk<sup>25</sup>.

Czerwinski nimmt für seine Beschreibungen von Wahrnehmungsordnungen die Andersartigkeit des Mittelalters als Arbeitsgrundlage und berücksichtigt wie keiner vor ihm die Alterität seines Untersuchungsgegenstandes. Er geht dabei davon aus, daß Moderne und Mittelalter durch grundsätzlich verschiedene Wahrnehmungsformen zu unterscheiden sind. Die Wahrnehmung des mittelalterlichen Menschen ist durch eine unmittelbare, gegenständliche, d. h. auf den Signifikaten beschränkte Perzeption des

<sup>21</sup> Oexle, Otto Gerhard, Rezension in Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 20/1 (1995) 203–208, hier 207f. Er sieht Czerwinski „in die Fallen einer höchst traditionellen Mittelalter-Sehnsucht getappt“: „Wir haben also ein neues Produkt aus jenem unvergänglichen Fundus der Mittelalter-Nostalgie vor uns, die seit Novalis von Zeit zu Zeit sich im Denken der Moderne, vor allem in Deutschland, manifestiert und die mit ach so wenigen Elementen auskommt, welche auch hier hinter den Paroxysmen zitatenstiller Gelehrsamkeit hervorlugen: die stillstehende Zeit, die Sehnsucht nach Geborgenheit und Gemeinschaft, kurzum: die Befreiung von den Zumutungen der Moderne.“ Auf den Titel des zweiten Bandes anspielend, konstatiert Oexle, daß Czerwinski „auch das Wichtigste, was historische Forschung auszeichnet [fehlt]: Gegenwärtigkeit“.

<sup>22</sup> Classen, Albrecht, Rezension in Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik 30 (1990) 172–177, hier 177: „So bleibt es bei einer interessanten, wenn auch ärgerlichen und weitgehend irritierenden Studie, die anregend wirken mag, letztlich aber nicht unser zukünftiges Verständnis der mittelhochdeutschen Dichtung wesentlich beeinflussen dürfte.“

<sup>23</sup> Müller, Jan-Dirk, Rezension in Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur 114 (1992) 509–515.

<sup>24</sup> Simon, Ralf, Rezension in Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft 9 (1991) 153–157.

<sup>25</sup> Strohschneider, Peter: Die Zeichen der Mediävistik. Ein Diskussionsbeitrag zum Mittelalter-Entwurf in Peter Czerwinskis „Gegenwärtigkeit“. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 20/2 (1995) 173–191. Czerwinski hat eine Entgegnung zu diesem Diskussionsbeitrag für das nächste Heft angekündigt.

Gegenstandes gekennzeichnet, die ihm nicht – wie dem modernen Menschen – durch Zeichen (Signifikante) vermittelt wird. Das Zeichen, das für uns heute Gegenständliches repräsentiert, wird so zu einer historischen Größe<sup>26</sup>. Diese vermittelte Wahrnehmungsweise des modernen Menschen hindert ihn daran, wie sein mittelalterlicher Vorfahr unmittelbar auf seine Umwelt, Natur, Mitmenschen zu schauen und deren Wesen zu erkennen. Dieser nicht zu überwindende Graben verleitet Czerwinski einerseits dazu, die vergangene Logik der Wahrnehmung „via negationis“ (I, 11) darzustellen, andererseits entwickelt er einen der mittelalterlichen Ordnung entsprechenden Stil. Daß seine Darstellungsform dabei nicht den wissenschaftlichen Normen einer Habilitationsschrift entspricht, sondern sich „zwischen Essay und Monomanie“ (I, 15, Anm. 6) einpendelt, erscheint schließlich nur als notwendige Konsequenz seines Unternehmens. Nicht zuletzt deswegen gibt er seinen Leserinnen und Lesern den Hinweis, „daß die Spielregel hier eigentlich heißt, erst einmal mitzuspielen“ (I, 15, Anm. 6)<sup>27</sup>.

Um sein Vorhaben realisieren zu können, greift Czerwinski auf zahlreiche wissenschaftliche Methoden und Disziplinen (Mentalitätsgeschichte, Diskursanalyse, Psychoanalyse, Poststrukturalismus, Altgermanistik, Geographie, Geschichte, Kunstgeschichte, Ethnologie etc.) zurück, ohne jedoch darzulegen, worin seine eigenen Methoden denn nun tatsächlich bestehen. Zunächst mag durch das Fehlen bzw. nur partielle Anreißer der Forschungsdiskussionen beim Lesen der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit bei der Auswahl der angeführten Literatur und verwendeten Methoden entstehen. Andererseits erreicht Czerwinski durch seine Befreiung von den disziplinären Diskursvorgaben ein Höchstmaß an Transdisziplinarität, die letztendlich seinem Untersuchungsgegenstand zugute kommt. Sein trotz allem dem Werk zugrunde gelegtes System erschließt sich während des Lesens. Czerwinski hat seinen Text nach dem Prinzip der Aggregation, welches er in der mittelalterlichen Welt vorzufinden glaubt, gestaltet. Diese aggregative Darstellungsweise wird bereits durch die optische Unterscheidung der verschiedenen Textebenen im Druck deutlich. Sein eigener Text wird durch Schriftgröße von den Zitaten, die als eigene Blöcke gesetzt werden, abgehoben. Der gesamte Text erhält so eine Segmentierung. Optisch nimmt die Leserin oder der Leser also auf dem Papier mehrere Abschnitte wahr, beim Lesen jedoch wird sie oder er feststellen müssen, daß diese zu *einem* Satz gehören können. Eine weitere Zerstückelung des Textes geschieht durch Arrangement und Inhalt der Fußnoten. Diese verhindern ein kontinuierliches Lesen und zwingen die Rezipierenden zum permanenten Einhalten, zum Vor- und Zurückblättern, zum Springen im Text, letztendlich zu einem zyklischen Lesen. Da die Fußnotentexte keine Erläuterungen zum Haupttext sind, sondern eigenständige Argumentationsketten enthalten, die für das Verständnis des Gesamtzusammenhanges notwendig sind, kann auf das Lesen der Anmerkungen nicht verzichtet werden. Wird der Text so aufgenommen, wie er von

<sup>26</sup> Vgl. ebenda 173f.

<sup>27</sup> Bisher erfüllte noch kein konstituierter wissenschaftlicher Diskurs die Ansprüche Czerwinskis. Lediglich der Arbeit von Hubertus Fischer: *Ehre, Hof und Abenteuer in Hartmanns „Iwein“*. Vorarbeiten zu einer historischen Poetik des höfischen Romans. München 1983, kann er etwas abgewinnen, auch wenn er sie im Schlußkapitel seines 1. Bd.s, 453–474, ausführlich kritisiert.

Czerwinski angeordnet wurde, erfährt die Leserin oder der Leser nach dem Prinzip der *Aemulatio* eine Simulation der mittelalterlichen, gegenwärtigen Wahrnehmungsform. Die Form des Textes (Signikanten) wird seinem Inhalt (Signifikaten) angeglichen und ihre Differenzen werden so aufgehoben.

Im ersten Band liest Czerwinski, um auf den konkreten Inhalt seiner Geschichte der Wahrnehmung zu kommen, die angeführten Epen neu und versucht sie so wörtlich wie möglich zu nehmen. Fiktionales, Ironisches, Metaphorisches glaubt er in ihnen nicht zu finden. Diese Begriffe gehören unserer modernen Anschauung an und sind deshalb nicht auf das Mittelalter übertragbar. Die Wörtlichkeit der Textrezeption erweist sich als notwendig, um die unmittelbare und die Anfänge der abstrakten Wahrnehmung verstehen zu können. Der Adlige wird bereits durch seine Ausstrahlung erkannt, selbst wenn jener nichts von seiner Herkunft weiß (Parzival) oder wegen mangelnder materieller Grundlagen nicht höfisch angemessen leben kann (Enites hohe Abstammung ist problemlos für Erec an ihrem durch die schadhafte Kleidung scheinenden Körper erkennbar). Für bestimmte Gedanken sind bestimmte Verhaltensweisen notwendig (Willehalm nimmt den realen Krieg, den er in der Heimat zurückläßt, mit zum Königshof und verhält sich deswegen seiner ihm wohlgesonnenen Umwelt gegenüber nicht friedlich, sondern feindlich). Der soziale Status, die Herkunft des einzelnen, die wirklichen Verhältnisse werden ohne Vermittlung erkannt. „Gesellschaftliche Synthesis vollzieht sich [...] in nicht-bürgerlichen Kulturen für gewöhnlich nicht durch den Wechsel von Ware und Geld, durch die abstrakte Vermittlung von Organisation und Institution, durch das unablässige symbolische Fließen von Signifikanten, sondern durch einen ‚realen‘ Fluß von Körpern und Dingen, etwa durch das Fließen von Blut – in Fortpflanzung und Kampf – [...] oder durch einen Stoffwechsel von Geschenken (die lebendige, mächtige Teile des Körpers der Geber sind), als Verlängerung einer wechselseitigen Vermittlung der Körper per Nähe und Berührung“ (II, 477, Anm. 874.) Gestört wird diese unmittelbare Ordnung der Wahrnehmung durch den Prozeß der Territorialisierung, der zur Auflösung der adligen Identität in die Bestandteile Geburt, Reichtum, Kraft, Schönheit führt, die nun überhaupt erst als solche differenziert und erkannt werden können (I, 372). Die Protagonisten der höfischen Epen handeln „nicht mehr in der vollen, bewußtlosen Selbstverständlichkeit und Selbständigkeit ihres grundherrlichen Daseins“ (II, 244). Als Zwischenstufe archaisch körperlicher und modern abstrakter Wahrnehmung fungiert die Realabstraktion. Ohne den festen Bezug zu einem Körper, einem Ort, einer Geste ist die Abstraktion vorerst noch nicht möglich. Doch beginnt der Körper seine unumstrittene Bedeutung für die Kommunikation zu verlieren. Die Selbstverständlichkeit, mit der „alle Öffnungen des Körpers einst *äquivalente* Kommunikationskanäle waren, durch die die ganze Welt in ihn hineinströmte, durch die alles in die Welt hinausfloß und die eine schrankenlose Einheit von Körper, Gesellschaft und Natur erzeugten“, wird reduziert, bis schließlich in der Moderne die Körperöffnungen „angeekelt und schamhaft verschlossen“ werden (II, 476).

Im zweiten Band werden in den beiden ersten Hauptteilen die Kategorien Raum und Zeit und deren Wahrnehmung durch das archaische Denken behandelt, und anschließend wird im dritten Teil die Konstruktion der Wahrnehmung in Form der Gegenwärtigkeit und des Zyklus dargestellt.

Anhand von Karten, Reiseberichten und Bildern rekonstruiert Czerwinski eine qualitative Ordnung des Raumes, die sich durch das Prinzip der Aggregation auszeichnet. Die scharfen Grenzen der isolierten Raumblocke können nur durch einen qualitativen „Sprung“ überwunden werden (II, 24). Ferner sind soziale Einschnitte in den Räumen vorzufinden. „So bewegt sich eine (feudal-)adlige Figur in ihrem eigenen, personalen, aurastischen Raum, schleppt ihn überallhin mit sich. Das ist der Grund, warum mittelalterliche Reisende auf jedem fremden Punkt doch immer nur ihre eigene Gesellschaft wiederfinden“ (II, 43). Für die Zeit gilt notwendigerweise ebenfalls die aggregative, qualitative, nicht lineare, meßbare Form der Wahrnehmung (II, 203). Der Übergang von einem Zeitblock zum nächsten kann analog zur Bewegung im Raum nur durch einen „Sprung“ erfolgen. Diese aggregative Einteilung des Raumes und der Zeit läßt sich in den Epen wiederfinden: „Episches ‚Erzählen‘ jedoch ‚vergißt‘, sobald ein neuer Block initiiert ist, den alten, springt nicht in die Tiefe zu ihm zurück, sondern verharrt ohne jede Kennzeichnung, daß der neue Block vom erreichten Zeitpunkt des Erzählens aus bereits vergangen ist, also gleichsam nur sekundär, auf einer anderen Ebene“ (II, 213). Eine persönliche Entwicklung des Protagonisten der höfischen Epik kann in den einzelnen epischen Segmenten nicht stattfinden, vielmehr erfüllt er in ihnen nur die ihm zugeordnete Rolle und tritt „am Ende auf als der, der er am Anfang war“ (II, 247). Begriffe wie Geschichte, Entwicklung und Zukunft greifen nicht bei der Beschreibung dieser Wahrnehmungsformen. Räume, Zeiten und Personen zeichnen sich durch ihre festgelegte, nicht veränderbare Gegenwärtigkeit aus. Wie in der Erzählung des Epos zeichnet sich auch die dynastische Geschichte durch die Logik der Gegenwärtigkeit aus. Die Genealogie hat für den adeligen Hausherrn konsequenterweise keine historische Funktion, „es liegt zwischen ihm und seinem Ahnen kein irreversibler Zeitabstand, kein Raum, keine ‚Geschichte‘: die Dynastie wird als ganzer (Zeit-)Körper vorgestellt, dessen ‚Teile‘ beständig gegenwärtig sind“ (II, 263). Diesen Zeit-Körper zu repräsentieren und „Teil einer kollektiven, dynastischen Identität“ zu werden, sieht Czerwinski als wesentliche Aufgabe des höfischen Epos an (II, 266): „Es ist also das Epos ‚seiner Form nach‘ Teil des Rituals adliger Verschwendung, ‚seinem Inhalt nach‘ Genealogie, die ‚magisch‘-zyklische Erneuerung einer Gründertat; ist eine *translatio*, die Präsentation der Identität einer Dynastie in Gestalt eines Körpers, an dem Anfang und Ende in Gegenwärtigkeit zusammenfallen, und insgesamt Reinkorporation, *insigne*, Herrschaftszeichen“ (II, 303, vgl. a. II, 319f.).

Nachdem Czerwinski den historischen Gebrauchswert der Epen bestimmt hat, versucht er u. a. die gegenwärtige, zyklische Wahrnehmung in den Strukturen bzw. der Logik der Epen (ferner Visionsliteratur, Goldbrakteaten) nachzuweisen. Der Ahn an der Spitze der Genealogie hat den Auftrag, „zu der mythischen Stelle“ vorzudringen, „an der es gelang, göttliche Kraft auf eine menschliche Abstammungslinie herüberzuziehen“ (II, 418). Seine zu gewinnende Frau kann „grundsätzlich nur eine Anderweltherrin sein“ (ebd.). „Rites de passage“ bzw. „Stirb-Werde-Riten“ wie Kopulation, Zerstückelung, Verschlingung, Erhitzung und andere Formen der Verkehrung einschließlich der des Geschlechts helfen den Sprung zwischen den Welten zu bewerkstelligen (II, 439). In der Form des Zyklus erlebt der Heroe seine Wiedergeburt. Czerwinskis „regenerationslogische Grundformel“ dieser Logik lautet: „1. Aufhebung der

alten Form / Identität durch Feuer, durch Wasser, durch rituelle Verletzung / Zerstückelung / Verschlingung – als Kampf (mit Mensch oder Ungeheuer) als schwieriger, symplegadischer Eingang etc. –, schließlich durch Aussetzen, Vergessen, Verhüllen. 2. Reise durch die Anderwelt (in den vielfältigsten Formen) – mit besonderen Waffen, Zaubermitteln, mit Weissagungen. 3. Gewinn der ‚Herrin der Tiere‘, der Großen Göttin, der Fee, der Landesherrin – manchmal als ritueller (= eingeforderter oder gewaltsamer) Koitus“ (II, 405). Diese Logik sieht Czerwinski als universell für alle regenerationskultische Gemeinschaften an, auch „die Intensität dessen, was in der christlichen Hölle den Körpern geschieht, kann mit der Denkform ‚Strafe‘ zumindest nicht hinreichend erklärt werden, sondern es müssen in irgendeiner Weise uralte Regenerationsriten die Bilder (mit-)bestimmen“ (II, 455.).

\* \* \*

Die beiden vorgestellten Konzepte der *New Philology* sowie Czerwinskis *Gegenwärtigkeit* sind nicht ohne den Einbruch postmodernen Gedankenguts in die moderne Wissenschaft vorstellbar. Ihre Tragfähigkeit wird sich erst in der Zukunft zeigen, wenn die ersten Texte auf elektronischen Datenträgern veröffentlicht bzw. die zahlreichen generalisierenden, deduktiven Thesen Czerwinskis an konkreten Einzelbeispielen diskutiert werden. Seine „regenerationslogische Grundformel“ ist es jedoch wert, an den entsprechenden Quellen wie Epen, Aventiuren, aber auch Chroniken überprüft zu werden. Korrekturen werden beide Konzepte sicherlich erfahren. Wichtiger ist es jedoch, daß ihre Anregungen, die ja nicht nur die Mittelalterforschung betreffen, aufgenommen und weitergeführt werden. Auch und vielleicht gerade der regional ausgerichteten Forschung kann der Übergang von der modern interdisziplinären zur postmodern transdisziplinären neue Impulse verschaffen. Daß Czerwinskis erster Band schon jetzt einen fruchtbaren Einfluß auf die mediävistische Forschung ausübt, zeigen beispielsweise die im Umfeld Czerwinskis an der Freien Universität Berlin abgeschlossenen Dissertationen Rita Zimmermanns<sup>28</sup> und Thomas Grenzlers<sup>29</sup>.

Aktuell wird Czerwinskis Prinzip der Aggregation bei der Suche nach heutigem gegenwärtigem Gedankengut, wenn moderne Menschen auf unmittelbare Erlebnisse und Wahrnehmungsformen, wie es bei Religionen und anderen Sinnstiftungen mit Ewigkeits- und Absolutheitsanspruch geschieht, zurückgreifen und diese aggregativ in ihre durch Zeichen vermittelte und permanenter Veränderung unterliegende Gegenwart des 20. Jahrhunderts integrieren und ihr Leben als Paradoxon führen. Die Wahrnehmungsformen „Mittelalter“ und „Neuzeit“ sind dann nicht nur als zeitlich aufeinanderfolgende Fähigkeiten, die den entsprechenden Epochen zugewiesen werden können, zu sehen, sondern stellen qualitativ entgegengesetzte Möglichkeiten der Perzeption dar, deren quantitative Ausbreitung sich je nach Zeitalter, aber auch je nach Individuum ständig wandelt.

<sup>28</sup> Zimmermann, Rita: Herrschaft und Ehe. Die Logik der Brautwerbung im *König Rother*. Frankfurt/M. et al. 1993.

<sup>29</sup> Grenzler, Thomas: Erotisierte Politik – Politisierte Erotik? Die politisch-ständische Begründung der Ehe-Minne in Wolframs „Willehalm“, im „Nibelungenlied“ und in der „Kudrun“. Göppingen 1992.